

## ■ Les Guise et leur paraître

*Marjorie Meiss-Even, Les Guise et leur paraître (Collection »Renaissance«), Tours (Presses universitaires François-Rabelais de Tours)/Rennes (Presses universitaires de Rennes) 2013, 346 S., 78 Abb., 35 €*

Studien zum französischen Hochadel in der Renaissance gibt es zahlreich, Studien zu dessen Luxuskonsum und seinen symbolischen Bedeutungen schon weniger. Die vorliegende Arbeit greift das auf und geht nun in dreifacher Hinsicht darüber hinaus. Zunächst dadurch, dass die materielle Kultur eines aristokratischen Haushalts – von Nahrungs- und Transportmitteln über Gefolge, Schlösser und Residenzen, deren Möblierung und Inventar

bis zu Kleidung und Körpertechniken – in seiner Gesamtheit erschlossen werden soll. Dann dadurch, dass ein Adelshausalt über drei Generationen hinweg in der wechselvollen französischen Geschichte des 16. Jahrhunderts verfolgt wird. Schließlich und vor allem liegt ein großer Mehrwert dieser Studie darin, dass die ökonomischen, politischen und sozialen Grundlagen der materiellen Elitenkultur ausführlich untersucht werden. Erst damit lässt sich sinnvoll die Frage stellen, wie im Alltag immer wieder Adel, Würde, Schönheit – letztendlich Herrschaft in der Verbindung von Dingen und Menschen hergestellt wurden: eine »Ökonomie der Macht« in all ihren Verästelungen deutet sich an.

Dieses ambitionierte Programm lässt sich nur durchführen, wenn sehr verschiedene, meist getrennte Forschungszweige miteinander verknüpft werden. Das »paraître« der Guise ist wohl bewusst ein ungenauer, schildernder Begriff und ließe sich nur ungenügend mit Schein, Erscheinen, Repräsentation, Inszenieren übersetzen. Hierzulande würde man symbolische Kommunikation sagen, den *material turn* durchbuchstabieren oder Performanz-Theorien bemühen. Meiss-Even aber schließt an die französische Historiografie der materiellen Alltagskultur im Gefolge von Daniel Roche an, verbindet diese mit einer (eher angelsächsisch und kunsthistorisch inspirierten) Konsumgeschichte von Luxusgütern, der Erforschung höfischer Figuration in der Tradition von Norbert Elias und der neueren soziokulturellen Wirtschaftsgeschichte. Das »paraître« meint daher die materielle Kultur, mit deren Hilfe sich Angehörige der Aristokratie in sozialer Interaktion ihren Rang erarbeiten und bewahren.

Die Einleitung stellt diese Forschungslinien knapp vor. Weitere Anleihen, etwa aus der Kunstgeschichte, Körpergeschichte, Wirtschaftsgeschichte oder Adelsforschung werden im Buch deutlich. Bei dieser noch unvollständigen Liste wird niemand ernsthaft erwarten dürfen, dass die jeweils dahinterstehenden methodischen und theoretischen Prämissen ausführlich diskutiert oder gar in Einklang ge-

bracht werden. Das Augenmerk der Autorin liegt in der detailreichen, empirisch nahezu enzyklopädischen Erarbeitung der Dinge, mit denen die Guise sich umgaben. Als Quellen dienen vor allem Rechnungsbücher, doch auch materielle Hinterlassenschaften, Korrespondenzen, Inventare, Memoiren und die zeitgenössische Literatur werden intensiv ausgewertet. Diese pragmatische Herangehensweise hat ihre Vorteile, und die (empirischen wie systematischen) Ergebnisse können sich sehen lassen – doch dazu später, ebenso zu den offensichtlichen Nachteilen solchen Vorgehens.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile. Der erste erschließt die materielle Kultur des Hauses Guise, der zweite untersucht deren ökonomische und soziale Grundlagen. Die Autorin beginnt dort, wo sie die Erwartungen der gebildeten LeserInnen vermutet: bei den Porträts. Schön, würdevoll, stark, reich, mächtig begegnen uns darin die Adligen und dies prägte ein Bild von ihnen, das offenbar alles andere als selbstverständlich war. Die Guise wussten sich auch jenseits dieser Abbildungen in dauernder Anstrengung in Szene zu setzen. Körpertechniken (Sport, Spiele, Tanzen, Reiten, Jagen, militärische Aktionen), Kleidung und Schmuck, Waffen und die Verbindung mit dem Pferd formten den adligen Körper.

Die Küche des Guise-Haushalts wird minutiös und differenziert nach dem Konsum der Herrschaften und des bis zu hundertköpfigen Gefolges rekonstruiert: Brot und Wein, Fisch und Fleisch, Obst und Gemüse, Gewürze und Zucker, Tonwaren und Holzlöffel sind die Alltagswaren, meist lokaler Provenienz. Zwei Sorten Brot und drei Sorten Wein lassen die Hierarchie auch in Mund und Magen deutlich werden. Häufig aber war der Haushalt in Bewegung, zwischen den Residenzen, zum ebenso reisenden Hof, zu militärischen oder diplomatischen Einsätzen. Der logistische Aufwand, auch für große Teile des Gefolges, wurde meist mit Reittieren bewältigt, wobei die Ställe mit sehr unterschiedlichen Pferden und Maultieren (je nach Funktion als Last-, Personen- oder Kriegspferd, Geschlecht der Nutzer, deren Rang in der Hierarchie), Kutschen und

Wagen ausgestattet waren. Die Guise erwarben zahlreiche neue Güter, bauten Schlösser und Residenzen (aus).

Meiss-Evans betont hier die Neuheit und Schönheit von Architektur und Gärten. Daneben aber wird deutlich, das viel Altes lange in Gebrauch war – hier zeigt sich schon ein Problem des analytischen Rahmens der Arbeit, der vor allem auf den Luxus fokussiert ist, damit in kunsthistorischer Tradition das Neue betont und weniger den Gebrauch thematisiert (was in den Alltag führen würde, zu den Praktiken des Umgangs mit den Dingen, die eben auch älter sein können). Dieses Problem wird noch deutlicher bei dem Kapitel zur Möblierung: Ausführlich sind die Luxusbetten nach der letzten italienischen Mode beschrieben, die orientalischen Teppiche und Tapisserien oder die Goldarbeiten. Sie bilden, so die Autorin, ein dekoratives Ensemble, ein räumlich-künstlerisches Ganzes. Der Rezensent fragt sich nur, wie dieses humanistisch-italienisch geprägte Gesamtkunstwerk nach langem Gebrauch wirkte – denn das »neue« Bett wird auch noch 100 Jahre nach seinem Erwerb im Inventar als eines der kostbarsten Einrichtungsgegenstände erwähnt.

Der zweite Teil versucht nun »hinter die Fassade« dieser Inszenierung des Adels in den Dingen zu schauen: Deren Erwerb musste erwirtschaftet werden, war Teil einer Haushaltsökonomie, an der viele beteiligt waren. Dieser Teil ist außerordentlich reich an inspirierenden Thesen. So widerlegt Meiss-Even die alte These, der Adel habe sich durch Luxuskonsum selbst ruiniert, auf interessante Weise: Die Einnahmen der Guise stiegen gewaltig, doch ebenso die Ausgaben. Das lag aber weniger am Luxuskonsum, noch weniger an den eher stagnierenden Kosten für Personal und Nahrungsmittel – insgesamt vernachlässigbare Posten in der Haushaltsökonomie. Diese wurde vielmehr hauptsächlich durch den Erwerb von zahlreichen Ländereien belastet, bis zur Gefahr des Bankrotts. Arm an Ländereien mussten die Guise Güter kaufen, um sich in Konkurrenz mit anderen Adelsfamilien eine Basis für Klientel sowie für politische und wirtschaftli-

che Potenz zu schaffen, auch um eine gewisse Unabhängigkeit von königlicher Gnade zu erreichen. Die wachsenden Finanzprobleme resultierten daher eher aus der Logik der Adelsmacht als aus ostentativem Konsum.

Meiss-Even analysiert nun in faszinierender Weise verschiedene ökonomische Logiken und Praktiken der Finanz- und Konsumkontrolle. So wurde der im Auftrag der Guise handelnde Einnehmer von Abgaben ersetzt durch den Pächter, der eine vereinbarte Summe vorab zu bezahlen hatte. Das Pachtsystem wurde zudem häufig jährlich neu ausgeschrieben und gezielt die Konkurrenz der Interessenten gesucht, um die Einkünfte zu steigern. Auch bei der Auftragsvergabe für Luxusgüter wurden verschiedene Anbieter in Konkurrenz miteinander gesetzt, um bestmögliche Qualität zu geringem Preis zu erhalten. Auf der anderen Seite gab es verschiedene Ökonomien jenseits des Marktes, um die Finanzen nicht noch mehr zu belasten: Die Eigenwirtschaft lieferte insbesondere Wein, Getreide, Hafer, auch Fleisch, Milchprodukte, Holz. Das Erbe wurde möglichst agnatisch konzentriert. Im Tausch zwischen Adligen wurden Gegenstände, Ländereien und Geldsummen transferiert; auch die Kardinäle Guise unterstützten dadurch den Reichtum des Stammhauses.

Das Bild der ostentativen Verschwendung des Adels korrigiert Meiss-Even ebenso: Wiederverwendung und Sparsamkeit waren durchaus an der Tagesordnung, häufig wurden Kleidung und Möbel umgearbeitet. Das allerdings musste eher unsichtbar bleiben, da die Logik des Sparens der höfischen Modelogik des immer Neuen widersprochen hätte. Der Kampf gegen Verschwendung, die Kontrolle der Rechnungen, das Verhandeln um günstige Preise wurde daher meist der Dienerschaft überlassen.

Weitere Einnahmen konnten aber auch aus Patronagepraktiken resultieren, die man wohl eher einer Zwangsökonomie zurechnen darf: Von Klienten wurden Geschenke eingefordert, die Abtretung ihres Erbes, der Kauf von Ländereien oder Schmuck zu einem lächerlich geringen Preis. In dieser misslichen Zwangslage eines Klienten befanden sich aber auch die Guise

selbst: Sie hatten sich politisch und finanziell an das Königshaus gebunden (zeitweise machten die königlichen Pensionen und Gratifikationen 50% der jährlichen Einnahmen aus). Von ihnen wurde daher in Zeiten der Religionskriege erwartet, dass sie den König unterstützten durch die Vorfinanzierung der Truppen – gewaltige Summen, die der König nicht zurückzahlte und damit ein (zu) mächtiges Adelshaus an den Rand des Ruins trieb: ökonomisch, militärisch und sozial (da sich dessen Soldaten, Klienten und Kreditgeber abwandten).

Das letzte Kapitel des zweiten Teils bündelt nochmals viele Aspekte, indem es den Konsum als kollektive Arbeit analysiert. Zahlreiche Akteure, die in unterschiedlichen Beziehungstypen zwischen Patronage, Freundschaft, Geschäftsbeziehung und persönlichem Dienst zu den Guise standen, waren daran beteiligt, Dinge zu erwerben, die das Erscheinen der Guise maßgeblich prägten: Dienerschaft, Händler, Hoflieferanten, dem Haushalt eingegliederte Lieferanten, königliche Beamte, andere Adlige mit ihren je eigenen Netzwerken bildeten das differenzierte und verzweigte Netzwerk des Haushalts, das bis in die Levante reichte. Die Abstimmung zwischen all diesen Beteiligten (und meist indirekt vermittelt über Dritte) war aufwändig, zeigt aber, dass sie alle, standesübergreifend, mitdefinierten, was der Würde der Guise angemessen sei – der Stallmeister etwa musste mehrfach dem Herzog davon abraten, nicht geeignete türkische Pferde als Geschenk anzunehmen.

Gegenüber diesen materialreich belegten Thesen (allerdings wünschte man sich im Detail mehr analytische Durchdringung, im Blick auf das Thema mehr systematische Verknüpfung) fällt das allgemeine, modernisierungstheoretisch inspirierte Narrativ des Buches ab. Im Gefolge von Elias wird die »Verhöflichung« des Adels behauptet, um dann die These anzuschließen, dass sich Adligkeit nun erst im Gebrauch von Luxusgegenständen begründe. Der Schein habe nicht mehr dem Sein (wie offenbar vordem) entsprochen, sondern nur noch dem Wollen. Neben den anthropologischen Problemen, die eine solche These aufwirft (etwa:

fielen im Mittelalter oder sonst Schein und Sein zusammen?), ist die Argumentation tautologisch, denn Luxus wird als gegeben vorausgesetzt, wenn etwas nur teuer und selten war und von Adligen benutzt wurde, was wiederum deren Adligkeit begründet. Mühsam werden die verschiedenen Kapitel des Buches durch solche Großthesen zusammengehalten. Je nach Objektart werden unterschiedliche Ansätze angewendet: Vor allem die Untersuchung von Luxuskonsum und materieller Alltagskultur fallen auseinander. Damit werden wichtige Fragen umgangen: Wie kann man beides unterscheiden; wie funktioniert die Singularisierung bestimmter Objekte zu Luxusgegenständen? Welcher Gebrauch wurde von Luxus im Alltag gemacht? Wie greift die Verwendung materieller und immaterieller Ressourcen ineinander? Dazu hätte auch gehört, Beobachter (oder gar widersprechende Symbolisierungen) systematisch einzubeziehen.

Insgesamt bleibt aber das große Verdienst dieser Studie, die Forschungsperspektiven für Arbeiten zu frühneuzeitlichen Adelshaushalten analytisch und empirisch weit geöffnet zu haben. Es darf also weiter daran gearbeitet werden, Adelshaushalte zu untersuchen.

SEBASTIAN KÜHN (HANNOVER)